

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 56 (1973)
Heft: 4

Artikel: "Trittst im Morgenrot daher..."
Autor: Hellmann, Alwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

richtes der eidgenössischen Schlichtungskommission, welcher die Separatisten zu Delsberg nicht im besten Licht erscheinen liess, verkündete die CVP, dass sie ihre Sache vor die Bundesinstanzen bringen würde... Diese christliche Partei ist aber konfessionell orientiert und beauftragt, ins Alltagsleben eine Ethik und ein Gedankengut einzuträufeln, was sich früher nur die Geistlichen anmassen konnten. Es ist deshalb offensichtlich, dass der jurassische Separatismus ein politisch-religiöses Unternehmen ist...» Das CASNAC-Bulletin meint dazu mit Recht: «Was nützt die Einheit der Schweiz! Was nützt der 'starke Staat'! Die Jesuiten waren 1845 dagegen. Sie sind am Werk, einen neuen Kanton, der unter dem Gehorsam des Ordens steht, zu schaffen und welcher an den zukünftigen Abstimmungen einen grossen Einfluss haben wird... Worin besteht das Ziel der Jesuiten? In der Anwesenheit und in der Aktion in den Schulen, Mittelschulen und in den Universitäten.»

Dies ist nicht die Meinung von Deutschschweizern, sondern von Welschen, die im allgemeinen, was die französische Kultur anbelangt, ziemlich sensibel sind. Wie der Journalist Jean Egen in der Monatsschrift «Lectures Pour Tous» vom Januar 1973 zu berichten wusste, seien die Jesuiten nach 1945 am Wahlerfolg der christlichen Parteien in Frankreich, Deutschland und Italien nicht unbeteiligt gewesen.

«Befürworter der Aufhebung der Paragraphen 51 und 52 unserer Bundesverfassung führen als Beweggrund ins Feld, dass die Jesuiten der Oekumene gegenüber eine aufgeschlossene Haltung zeigen. Das stimmt zwar schon, jedoch verstehen sie unter Oekumene die «Rückkehr zur Einheit des Christentums», das heisst, **zurück zu Rom!** Die jesuitische Taktik besteht darin, sich den gegebenen Situationen anzupassen, ohne aber das Ziel aus den Augen zu verlieren: Einflussnahme in den Schulen, Presse, Radio und Fernsehen, um die öffentliche Meinung zu lenken und so allmählich tiefgründige Wandlungen im Staatswesen vorzunehmen. Der militärisch straff organisierte Orden steht unter dem Befehl eines Generals, welcher dem Papst gegenüber verpflichtet ist, alles zu tun, um die römisch-katholische Kirche zu stärken. Der einzelne Jesuit schuldet dem General bedingungslosen Ge-

horsam, was jegliche Toleranz ausschliesst.»

Sollen in der Schweiz, wo seit vielen Jahren konfessioneller Friede herrscht, wieder religiöser Hader angefacht und, was noch gefährlicher ist, die Lehrfreiheit eingeschränkt werden? Dass der Genfer PdA-Nationalrat Jean Vincent im Parlament für die Aufhebung der konfessionellen Ausnahmeartikel plädiert hat, mag vielleicht manchen zur Folgerung verleiten, dass, wenn sogar die Kommunisten für die Jesuiten eine Lanze brechen, letztere gewiss liberaler geworden sind. Auf den ersten Anhub mag diese rot-schwarze Allianz als unerklärliches Kuriosum erscheinen. Bei näherer Betrachtung der Dinge kann man aber nicht umhin festzustellen, dass Katholizismus und Kommunismus verschiedenes gemeinsam haben:

— beide sind intolerant und gegen die völlige Lehrfreiheit

— beide sind von einem missionarischen Eifer besessen

— beide verlangen gleiche Rechte und klagen über Unterdrückung, wenn sie in der Minderheit sind. Sobald sie aber an der Macht sind, zeigen sie der Minderheit gegenüber nicht die geringste Nachsicht

— beide Systeme züchten die Menschen zu Papageien, die nachplappern, was ihnen vorgeschwätzt wird. **Freies, undogmatisches Denken** ist bei beiden **unerwünscht**.

Was wundert es, wenn Kommunismus und Katholizismus sich zu einer neuen KK formieren, um sich zuerst einmal der freiheitlich gesinnten Geister zu entledigen. Man kann fast sagen, eine Art Hitler-Stalin-Pakt auf ideologischer Ebene.

Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, die am 20. Mai zur Urne gehen werden, mögen sich diese Gesichtspunkte vor Augen halten. Max P. Morf

«Trittst im Morgenrot daher . . .»

Es war keine Sternstunde unseres Bundesrates, als er sich seinerzeit entschloss, den sogenannten Schweizerpsalm zur provisorischen Landeshymne zu erheben. Trotz seines beachtlichen Alters von bald anderthalb Jahrhunderten ist dieses Lied dem Volke nicht so vertraut, dass bei festlichen Anlässen wie etwa den 1.-August-Feiern mehr als ein klägliches Absingen der ersten Strophe möglich ist, wobei der Schluss zu meist in ungewollte Polyphonie zerfällt.

Schuld daran ist einmal der Text. Die vier fast gleichartigen Strophen, die sich nur darin unterscheiden, dass sie Gott jedesmal in einem andern Naturgeschehen suchen, haften kaum im Gedächtnis. Konfessionell gebundene Gottgläubige fühlen sich durch den pantheistischen Gottesbegriff nicht angesprochen, andere fragen sich, ob für fromme Seelen Gott nicht auch ausserhalb des hehren Vaterlandes zu erahnen sei, für Freidenker ist das ganze Gedicht leerer Schall. Dass der Text im Volksmund verunglimpft wurde, ist nur ein weiterer Beleg dafür, wie wenig diese Verse nachempfunden werden.

Aber unsere Nationalhymne krankt nicht nur an den Worten. Die recht

monotone Melodie kann ihre Herkunft aus der Kirchenmusik nicht verleugnen, sie setzt die Orgel voraus, die den Gemeindegesang hinter sich herschleppt. Im Freien wird diese Aufgabe der Blasmusik übertragen. Trotz obrigkeitlicher Weisung weiss man nie, ob sich die Musikanten auf den kurzen oder den langen Schluss geeignet haben. Er klingt die Hymne bei sportlichen Siegesfeiern, so spielt das keine Rolle. Aber ein Vaterlandslied sollte gesungen werden, ist doch der gemeinsame Gesang etwas Verbindendes, ein Gemeinschaftserlebnis. Die Klage über das Ungenügen des Schweizerpsalms als Landeshymne reisst nicht ab. Neuerdings hat sich auch die «Schweizer Illustrierte» in mehreren Nummern damit beschäftigt und nachdrücklich nach einem neuen, zeitgemässen Vaterlandslied gerufen.

Die Freigeistige Vereinigung hat dies schon vor der Beschlussfassung des Bundesrates in einlässlichem Schreiben getan und damals auch einen Vorschlag für einen neuen Text unterbreitet. Freilich ohne Gehör zu finden. Die Einleitung der Bundesverfassung «Im Namen Gottes des Allmächtigen» verwies unsere Eingabe in den Papierkorb.

So bleibt die Forderung bestehen: Wir brauchen eine neue Nationalhymne. Einen leichtfasslichen Text, der von jedem Schweizer — nicht nur vom gottgläubigen — nachempfunden werden kann. Dazu eine bewegte volks-

liedhafte Melodie, die überall a cappella mit freier zweiter Stimme gesungen werden kann. Die Jahrhunderte alten Gesänge können wir ruhig verstauben lassen.

Alwin Hellmann

Aus Joseph Eglis Dokumentation (VI)

Ueber die Erscheinungsformen der Stigmatisation dürften ganze Bücher geschrieben worden sein. Zum letzten Modeschrei auf diesem Gebiet hat wohl die Therese Neumann beigetragen. Der Schreibende erinnert sich noch genau, wie ihn vor Jahren im Bahnbus (oder Postbus?) auf der Autobahnstrecke zwischen Bayreuth und Nürnberg bei der Abzweigung nach Konnersreuth ein ehrfürchtiger Schauer ergriff.

Nun, Stigmatisierungen gab es immer. Als erster Christ soll Franz von Assisi 1224 stigmatisiert worden sein. Ob er sich in ekstatischer Erregung die Wundmale selber zugefügt hat, um in allem Jesus völlig gleich zu werden, oder ob diese auf suggestive Einwirkung zurückzuführen sind, ist, wie so vieles anderes, nicht mehr eindeutig festzustellen.

Eine Parallele zu diesen Phänomenen finden wir, wie uns Joseph Egli in seiner Dokumentation übermittelt, im berühmten Jetzerhandel zu Bern. Drehen wir das Rad der Geschichte auf das Jahr 1506 zurück.

Da trat der exzentrische und zu krankhaften Schwärmereien neigende Zurzacher Schneidergeselle Hans Jetzer in das Dominikanerkloster Bern ein. Aus der gesamten Dokumentation geht leider nicht hervor, wie ein Schneider ohne weiteres Mönch werden konnte. Nun, es scheint, Herr Jetzer hätte schon bald sein geschäftiges Unwesen zu treiben begonnen, bei dem man nicht immer Betrug und wirkliche Erlebnisse voneinander zu unterscheiden vermochte.

Die Gottesmutter Maria soll ihm verschiedene Male begegnet sein, behauptete er wenigstens. Die Mönche glaubten es ihm oder schienen es ihm zu glauben, um so mehr als ihnen Jetzer aufschwatzte, die himmlische Jungfrau hätte ihm offenbart, sie sei «nicht unbefleckt empfangen worden, sondern habe sich drei Stunden lang in der Erbsünde befunden.» (In drei Stunden ist allerhand möglich. J. St.)

Damit bestätigte sie die Auffassungen der Dominikaner gegen diejenigen der Franziskaner.

Nun, man kritisierte nicht lange. Die Wunder wurden nämlich immer sensationeller. Im Chor der Kirche fand man einen geheimnisvollen Brief mit einem Siegel, auf dem sich in Kreuzform fünf Blutstropfen befanden. Welcher Art Blut, geht aus der Ueberlieferung nicht hervor. Durch ein Guckloch konnten die Mönche Maria in Jetzers Zelle «in der Tracht einer ehrbaren Witwe» sehen. Als sie ihm die Wundmale Christi aufdrückte, hörten sie den armen Jetzer aufstöhnen.

«Auch bei Jetzer braucht es sich nicht um gemeinen Betrug zu handeln, sondern kann Autosuggestion angenommen werden» begütigt der «Sämann», das Monatsblatt der bernischen Landeskirche, vom Dezember 1951, nachzulesen in Joseph Eglis Dokumentation. Denn dem Mediziner A. Lechler sei es vor einigen Jahren gelungen, an einem dazu geeigneten Medium durch Suggestion das Phänomen der Wundmale Christi hervorzu- bringen und damit ein «Wunder» der Therese Neumann von Konnersreuth auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen.

Es scheint nun aber, dass man im 16. Jahrhundert kritischer gewesen ist als im zwanzigsten. Jetzer wurde entlarvt. Die Dominikaner wollten den Schwindel erst vertuschen. Statt Jetzer als Schwindler anzuzeigen, betrieben sie eifrig die Anerkennung des Wunders durch den damaligen Papst. Dennoch wurde die Sache ruchbar.

Das Ergebnis? Vier der an sich leichtgläubigen aber praktisch schuldlosen Mönche wurden zum Tode verurteilt und am 31. Mai 1509 vor dreissigtausend Schaulustigen auf der Matte verbrannt.

Jetzer selber konnte sich durchlügen; er wurde nur zum Pranger verurteilt und des Landes verwiesen. «Von Justizirrtum», schreibt der «Sämann», dem wir zur Hauptsache diese Re-

miniszenz verdanken, «kann man nur insofern reden, als Jetzer zu gut weggekommen ist. Man gönnte es den verhassten Dominikanern, dass die Untaten der Inquisition sich nun an ihnen selber rächten.»

Der sogenannte Jetzerhandel hat zu seiner Zeit in Bern hohe Wellen geworfen. Kürzen wir ab. Der bereits zitierte «Sämann» schrieb dazu: «Die Behauptung Thomas Murners, das Ordenskapitel von Wimpfen habe die ganze Sache abgekartet und Bern zur Inszenierung des 'Wunders' auserlesen (ausersehen würde man heute schreiben, J. St.), weil die Berner einfältig und unwissend, aber kriegerisch und mächtig seien, kann nicht bewiesen werden, spricht aber deutlich für die nicht gerade hohe Einschätzung Berns für die Zeitgenossen.»

J. St.

Walter Gyssling 70jährig

Wer in den letzten Jahrzehnten mit der «Freigeistigen Vereinigung der Schweiz» oder mit unserer Zeitschrift «Freidenker» zu tun bekam, dem ist gewiss auch unser Gesinnungsfreund Walter Gyssling kein Unbekannter. Er hat sich verdienstvoll und nachhaltig um die Freidenkerbewegung in der Schweiz bemüht, wir haben allen Grund, anlässlich seines siebzigsten Geburtstages seiner in Dankbarkeit zu gedenken.

Walter Gyssling kam in München zur Welt, allein er stammt aus einem alten, bereits 1567 in Zürich bezeugten Geschlecht. Nach dem Ersten Weltkrieg studierte er alles, was ihm in seinem späteren Beruf als Journalist nützlich sein konnte. Es war die Zeit der Weimarer Republik, für Gyssling bedeutete das: Jahre der Inflation, der politischen Wirren, des antifaschistischen Kampfes. Kein Wunder, dass er 1933, als Deutschlands Nacht begann, nach Paris übersiedelte, im tausendjährigen Reich gab es für ihn keine Lebensmöglichkeit.

Als Journalist hatte sich Walter Gyssling nicht nur im Kampf gegen den Nationalsozialismus einen Namen gemacht, er war damals und ist auch heute noch einer der besten Kenner und Kritiker von Ballett und Oper. Die grosse Anna Pawlowa hatte ihn für die Tanzkunst begeistert, durch ihr Auftreten hatte er gelernt, wahre Kunst von leerer Aufplusterei zu scheiden.